

# lendemains



## *Exotismes*

sowie Racine, Beckett, Tournier, Halbwachs, Klemperer, Bertaux,  
Bourdieu, *la bonne cuisine française* und

**Der Große *lendemains*-Index 1985-1999**

**STAUFFENBURG  
VERLAG**

24. Jahrgang 1999

**95/96**

ZSW 49575 HB2 Ek 50

sozial benachteiligten Viertel bestimmen. Trotz einer differenzierten Darstellung ist hier beim Autor stellenweise der Hang zu wertenden Stellungnahmen und Verallgemeinerungen (insbesondere bei der Beschreibung sozialer Dichotomien) zu bemerken, die es ihm jedoch erlauben, seine Schlüsse pointiert zu formulieren und die angesichts einer im In- und Ausland oft zu unkritischen Darstellung des «Mythos Paris» vielleicht auch notwendig sind. Insgesamt kann man feststellen, daß der Autor seinen Anspruch auf eine lesbare sozialgeschichtliche Darstellung der Hauptstadt eingelöst hat und sein Band auch Pariskennern neue Einblicke verschaffen wird.

Katja Marmetschke (Kassel)

IAN MACLEAN: MONTAIGNE ALS PHILOSOPH; FINK, MÜNCHEN 1998, 120 S.

Montaigne sagt von sich, er schreibe «mager und ärmlich», sobald er gelehrt sein wolle, dagegen «prächtig und wortreich», wenn er «Unwissenheit abhandle». Eine solche Aussage scheint für die *Essais*, mit denen Montaigne Weltruhm erlangte, ganz typisch: typisch für einen Text, der keine systematische Philosophie bietet und doch voller philosophischer Einfälle ist, typisch auch für den spöttischen Abstand, den der Autor sich selbst gegenüber einnehmen kann. Denn Gelehrsamkeit ist eine Hauptquelle der *Essais*, die als «Versuche» nur zu bezeichnen sind, wenn man den ironischen Anspruch mithört, den der Autor erhebt. Gelehrsamkeit als Spiel, Wissen verpackt in Ausführungen über das Nichtwissen und Nichtwissenkönnen: daraus wurde das Meisterstück einer ganzen Gattung, die zwischen Literatur und Philosophie schwer zu verorten ist. Ian Maclean nun liest Montaigne als Philosophen, er zeigt den Ernst im Spiel, die Logik in scheinbarer Leichtfertigkeit.

Wenn Montaigne an der eben angeführten Stelle (*Essais* III.12) fortfährt, die Gelehrsamkeit trete ihm «beiläufig» und «zufällig» in den Weg, auf dem ihm die Unwissenheit «prinzipiell» begegne, dann ist das nicht nur hübsch formuliert, sondern philosophisch bedeutsam, denn die Begriffe «Beiläufiges», «Zufälliges» und «Prinzipielles» gehören zum Vokabular der Scholastik, welche Montaigne geläufig ist und die er auch im Argumentieren benutzt. Maclean sagt, Montaignes Philosophie bleibe «in gewisser Weise parasitär zu dem, was sie als ihr Gegenteil erklärt: nämlich zur Metaphysik» (112). Damit ist die These eines Buchs formuliert, das den Leser des 20. Jahrhunderts darüber belehrt, dass auch die *Essais* nicht allein am Schreibtisch entstanden sind, sondern die Bildungsgeschichte ihres Verfassers vorführen und auf die Spitze treiben.

Heute sind Montaignes *Essais* als philosophische Literatur anerkannt; sie standen 1993 und 1994 auf dem Lehrplan für die philosophische Staatsprüfung in Frankreich (*agrégation*). Zugleich trifft zu, dass sie sich von zeitgenössischen philosophischen Schriften des Aristotelismus radikal unterscheiden und bis heute ein

schriftstellerisches Monument ohne rechten Vergleich geblieben sind: «Es handelt sich nicht um einen strengen und uniformen Diskurs: alles ist da, Possenhaftes und Ernsthaftes, Sicheres und Unsicheres, Wahres und Falsches, Explizites und Implizites. Von Anfang an sucht Montaigne das Widersprüchliche und Unentscheidbare» (14). Das philosophische Testament des vormaligen Bürgermeisters von Bordeaux wuchs in mehreren Schüben zwischen 1580 und 1595 zu drei Büchern heran, die immer wieder Ergänzungen erfuhr. Auch die wichtigste Inspirationsquelle ist bekannt: Der philosophiehistorische Kenner weiß, dass Montaigne die 1562 zuerst gedruckte und 1569 vervollständigte Einführung in den philosophischen Skeptizismus von Sextus Empiricus nutzt und daraus seine eigene Spielart des zweifelnden Philosophierens entwickelt. Maclean nun zeigt überzeugend, dass Montaignes Spielart ihr Material im zeitgenössischen Philosophieren findet, d. h. im Aristotelismus der Schulphilosophie. Die Ausführungen dazu füllen die erste Hälfte dieses gut hundertseitigen Buches. Das sieht zunächst so aus, dass eine gewisse «logische Gewandtheit bei Montaigne» (35) sich darin übt, skeptische Einwände gegen die philosophische Gewissheit bestimmter Sätze nicht einfach aufzustellen und zu variieren, sondern das logische Denken, demgegenüber sie operiert, in seiner ganzen hierarchischen Vielfalt vorzuführen. Montaigne muss in seiner philosophischen Sprache auf den Gebrauch seiner Zeit zurückgreifen, er kann nicht alles neu erfinden. Gängige scholastische Unterscheidungen wie die zwischen Akzidenz, Substanz, Gattung, Art, Qualität, Wesen usw. benutzt er ebenso wie logische Distinktionen. Wenn Montaigne aber insgesamt dem Definitiven abhold ist, so muss dafür nicht zunächst eine skeptische Haltung angenommen werden, man kann auch auf die Juristen seiner Zeit verweisen, die *expressis verbis* ungenaue Ausdrücke zulassen, um zu treffenderen Beschreibungen zu kommen. (Mit dem juristischen Wissen hat sich Maclean eigens beschäftigt, cf. sein Buch *Interpretation and Meaning in the Renaissance. The Case of Law*, Cambridge 1992.) Auch die Liebe zu den Historiographen, die Montaigne einbekennt, weil «bei ihnen der Mensch im ganzen, um dessen Kenntnis es mir geht, lebenswahrer und voller als irgendwo sonst» erscheint, gehört noch dem zeitgenössischen Denken an, verlässt das späte 16. Jahrhundert nicht ganz und gar.

Maclean führt Montaigne als einen vollendeten Skeptiker vor, der an das Zweifelte gebunden bleibt. Immerhin gibt er zu, dass die Schreibweise des Verfassers der *Essais* vom philosophischen Diskurs seiner Zeit so weit entfernt sei, dass seinem Buch von seiten der professionellen Philosophen kein Kommentar zuteil wurde, jedenfalls nicht zu Lebzeiten (57). Dennoch lasse sich Montaigne in Hinblick auf Begriffe wie Natur und Zeit, Bewegung und Sinnlichkeit usw. der «konzeptuellen Infrastruktur des 16. Jahrhunderts in Frankreich» zurechnen (61). Wie der gesamte zweite Teil von Macleans Buch zeigt, tut eine solche Feststellung der Anerkennung von Montaignes Radikalität keinen Abbruch. Wenn es nämlich heißt, dass Montaigne wie die Sprachphilosophen seiner Zeit daran glaube, dass das Wort zuerst privat und dann öffentlich sei, dass es also, einmal ausgesprochen, dem Hörer nicht weniger als dem Sprecher gehöre, dann wird diese durch-

aus moderne, hermeneutisch oder pragmatisch immer wieder aktualisierte These bei Montaigne zum bewegenden Prinzip seiner Schreibweise. Mit jedem Satz hat er sich an den Hörer verloren und kann sich auf sein eigenes Sprechen wie auf etwas Fremdes beziehen, kann das Schreiben als selbstreferentielle Arbeit praktizieren (75-79). Dass «unsere Seele sich auf sich selbst zurückwenden kann» (Essais I,39; zit. 74), steht bei Montaigne nicht als Einzeldogma in einem mehr oder weniger systematischen Zusammenhang, sondern organisiert die Verdoppelung des Ich, welche sein Werk selbst ist: «Ich habe mein Buch nicht mehr gemacht, als mein Buch mich gemacht hat, ein Buch vom Fleisch und Blut seines Verfassers, nur mit mir selbst beschäftigt, als ein Teil meines Lebens» (Essais II,18; zit. 77). Das Ich hat seine vollständige Existenz nur im Akt, und der Akt muss durch das Mittel der öffentlichen Mitteilung geschehen, ist bereits immer in ein Verständnis investiert. Der Sprachpragmatik verdankt Montaigne wertvolle Einsichten in die Sprache der Gesten und der Zeichen. Aber Montaigne wendet diese Einsichten nicht als Theorie zur Beschreibung irgendeiner Realität um, er faltet sozusagen sein Sprachwissen und gewinnt daraus eine Literaturpraxis. Einmal gemachte Aussagen können in einer Rückwendung wieder zum Gegenstand anderer Aussagen werden; so betont Maclean, dass die Essais oft von den Essais handeln, dass die drei Bücher zu einem «autogenerativen System» werden. Er apostrophiert Montaigne sogar als «Propheten und Vorfürer der Intertextualität» (87), der Texte und Textteile in Dialoge versetzt.

Montaigne ist als Philosoph ein im postmodernen Sinne «schwacher» Denker. Er beugt die aristotelischen Gewissheiten mit juristischem Sachverstand und mit historiographischer Anschauung; er macht die Sprachphilosophie zu einem praktischen Exerzitium und erreicht so eine philosophische Schreibweise, die sich der Thesen ganz enthält. Dies alles ist verträglich mit einer Übernahme der meisten skeptischen Einwände, wie sie Sextus Empiricus zusammenfassend überliefert hat. Und so schliesst Maclean mit einem Kapitel zu «Methode und Logik», worin er die Kunstfertigkeit Montaignes noch einmal kenntnisreich illustriert. Denn es sind die Formen der Disputation, des Dialogs, der Konversation und des Registers bei Montaigne überall durchscheinend; mit ihnen erreicht er den eigentümlichen Schwebezustand, in welchem entgegengesetzte Meinungen unaufgelöst verharren, woran wiederum der Literat einen Übungsgegenstand gewinnt. Auch die gute alte Differenzierung, die Unterscheidung in wissenschaftlicher Absicht, wird bei Montaigne performativ. Wo die Philosophen Unterscheidungen anführen, um über sie hinauszusteigen auf das eher Allgemeine, tendiert Montaigne auf Intuition statt Definition. Er argumentiert dann wie ein Mediziner, der Erfahrung beurteilt und die Individualität von Erfahrungen respektiert. An dieser Stelle wird der Praxisbezug für Montaigne so wichtig, dass Maclean den Faden fallen lässt. (Jean Starobinski hat der Bedeutung von körperlicher Krankheit, die ausgesagt werden muss, um als wirklich gelebt zu gelten, den Abschnitt «Körper» in seinem Buch über Montaigne gewidmet; vgl. *Montaigne. Denken und Existenz*, München 1986.) Die vielen Krankheitsgeschichten, die Montaigne mit großem Nachdruck ausbreitet, führen

ein erzählerisches Ich und eine erfahrungsgeschlagene Subjektivität vor, die philosophisch ganz sicher aus dem Rahmen des Wissens ausbricht, den Montaigne selbst bei seinen zeitgenössischen Lesern voraussetzen musste.

Montaigne als Philosoph: Das war vor Maclean, etwa bei Agnes Heller (*Der Mensch der Renaissance*, 1978, dt. zuerst 1982), der neu-stoische Tugenddenker, der durch die Glaubenskriege desillusionierte Sokrates in skeptischer Absicht. Vor allem als Skeptiker schilderten ihn Brian P. Copenhaver und Charles B. Schmitt in ihrem Buch *Renaissance Philosophy* (Oxford 1992). Montaigne erscheint dort als eifriger Leser des Sextus Empiricus und als Kulturrelativist, der sich zuletzt nur an Einsichten der Medizin und der Naturphilosophie festhält. Die Neuformulierung des Pyrrhonismus bei Montaigne war allerdings radikaler als ihr Vorbild, das hatte bereits Richard H. Popkin gezeigt (*History of Scepticism from Erasmus to Spinoza*, zuerst 1979). Montaigne adoptierte den Skeptizismus nicht wie eine Haltung, die im wesentlichen eine Abweisung der konstruktiven Philosophie darstellt, sondern erarbeitete sich im Philosophieren skeptische Einsichten. Er hat den Text des Zweifels mit wirkungsmächtigen Worten gefüllt, die weit weniger eine einfache Absage artikulieren als vielmehr einen fruchtbaren Dialog von Fragen und Antworten in Gang setzen, der in der modernen Philosophie nicht mehr verstummt ist. Daran schließt Maclean an.

Montaigne als Philosoph: Das ist bei Maclean der im 16. Jahrhundert studierte Jurist Montaigne, der methodisch und sachlich die Gepflogenheiten wissenschaftlichen Disputierens kennt und beherrscht. Dass alle Kenntnisse und Wissenschaften in Montaignes Essais wie zusammengestürzt präsent sind, lässt Maclean schließlich von den «Trümmern eines philosophischen Gebäudes» sprechen (113). Seine eigene Arbeit erweist sich damit als die eines Archäologen, der zusammenfügt, was in ordentlichen Verhältnissen zusammengehört, der Bezüge und Zusammenhänge erkennt. Diese Perspektive führt Maclean dazu, am Ende von Aporien zu sprechen, in die sich Montaigne verwickelt, als ob nicht seine ganze Darstellung schon darauf hinausgelaufen wäre, das Systematische und methodisch Gesicherte als zweifelhaft abzutun. Die Schwierigkeiten von Montaignes Philosophie sind, so betrachtet, die Grundschwierigkeiten jeder skeptischen Position, die sich nicht anders als im Referat des Bezweifalten wiedergeben lässt. Für einen Skeptiker sind Aporien durchaus beruhigend, und so mag der Autor der Essais aus den Gefilden der Vergangenheit seinen neuesten Interpreten belächeln, obwohl er ihm sicher auch zugestehen wird, einen ganz ungewöhnlich fruchtbaren Einblick in den Kontext seines Philosophierens eröffnet zu haben.

Ulrich Johannes Schneider (Wolfenbüttel/Leipzig)